

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werthätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.  
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.  
Telephon 2721.  
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Pettizeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

## In der Zwickmühle.

Leipzig, 20. Oktober.

Der Reichstag steht nunmehr dicht vor der „entscheidenden“ Abstimmung über die Getreidezölle. Ob die Abstimmung in der zweiten Lesung schon definitiv entscheidend sein wird? Die „Ueberzöllner“ können ja in der zweiten Lesung noch tapfer stand halten und in der dritten Lesung noch umfallen. So pflegten die National-liberalen es früher zu halten, was ihnen seitens des Centrumsführers Windthorst bekanntlich den Spottnamen der „Fraktion Drehscheibe“ eintrug. Das Centrum ist eifrig bemüht, ihnen diesen Namen abzunehmen. Die Situation ist in diesem Augenblick äußerlich noch nicht gefährlich; der Kundige kann freilich leicht erkennen, daß es bei den Agrariern nur noch darauf ankommt, ihren Rückzug möglichst zu maskieren, was aber eine schwierige Aufgabe sein dürfte.

Wenn die Agrarier nicht auf alles verzichten wollen, so müssen sie die Regierungsvorlage annehmen, von der sie ihren Wählern tausendmal versichert haben, daß sie gar nichts helfen könne und unter allen Umständen verworfen werden müsse.

Wir können uns des Lachens nicht enthalten, wenn wir sehen, wie sich die Agrarier in dieser „drangvoll“ fürchterlichen Enge“ winden und drehen, ohne die Aussicht, aus der Zwickmühle herauszukommen. Ihnen ist es aber gar nicht zum Lachen; es beschleicht sie das dumpfe Gefühl, daß nach dem verlorenen demagogischen Spiel nunmehr die drohende Frage der Verantwortlichkeit sich aufthut. Die nahenden Wahlen werfen ihre Schatten schon voraus. Herr Rettich, der „berühmte“ Vorsitzende der Zolltarifkommission, hat in seiner Rede zu Rostock, die von den Konservativen viel besprochen und der eine gewisse symptomatische Bedeutung beigelegt wird, der Furcht der Konservativen und der Agrarier vor der kommenden Verantwortlichkeit deutlichen Ausdruck gegeben. „Ich kann nicht nachgeben“, sagt der Ueberagrarier Rettich, „aber wenn wir die Vorlage scheitern lassen, so arbeiten wir den Freisinnigen und den Sozialdemokraten in die Hände!“

Also wird Herr Rettich schließlich nachgeben und seine Freunde mit ihm. Die Vorlage scheitern zu lassen, meint er, ginge nur dann an, wenn man wüßte, daß der neue Reichstag zu den agrarischen Forderungen sich günstiger stellen werde, als der gegenwärtige, und das könne nur „ein unverbesserlicher Optimist und Sanguiniker“ glauben.

Aus Furcht, den Sozialdemokraten in die Hände zu arbeiten — denn vor den Freisinnigen fürchtet man sich nicht sonderlich — werden also die Agrarier wohl mit wenigen Ausnahmen den Tarif nach den Vorschlägen der Regierung annehmen.

Aber damit sind sie von der Verantwortlichkeit für die Wirkungen des Tarifs nicht befreit. Denn wenn, was ja auch noch nicht sicher ist, der Wuchertarif in seiner ursprünglichen Form angenommen werden sollte, dann werden die Wählermassen, die von der kommenden Teuerung zu fürchten haben, bemüht sein, solche Vertreter in den Reichstag zu senden, die für den Abschluß langfristiger, günstiger Handelsverträge sind, damit auf diesem Wege dem Unheil, das die Agrarier ausrichten, gesteuert werden kann. Ob der Zolltarif angenommen wird oder nicht, er wird bei den Wahlen seine Rolle spielen, und wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird die agrarische Mehrheit gänzlich über den Haufen gerannt werden. Wenn das die Herren Agrarier ihrerseits fühlen, nun, so fühlen wir das unsererseits. Die Sozialdemokratie wird, wenn das bisherige Tempo in der aufsteigenden Linie beibehalten werden kann, eines neuen gewaltigen Erfolges sicher sein.

Man denke an die Gemeindevahlen in Strahburg und Mannheim, und wenn darauf verwiesen wird, daß es sich dabei um rein städtische Angelegenheiten gehandelt habe, so denke man an die Landtagswahlen in Oldenburg und in Schwarzburg-Rudolstadt. Die Siege in Oldenburg sind in weitem ländlichen Wahlkreisen errungen worden. Oldenburg hat einen verhältnismäßig kräftigen Bauernstand und der Bauer lebt dort nicht in einem solchen Elend, wie so oft in Schlesien oder Ostpreußen. Daß im Oldenburgischen die Nachkommen der Stedinger — soweit solche übrig geblieben — sitzen, kann weniger in Betracht kommen, denn man sieht manchmal gerade da am meisten Unterwürfigkeit und Unwissenheit, wo früher die Bauern am meisten vorgeschritten waren. Zwar haben die oldenburgischen Bauern stets demokratische Neigungen gehabt, aber das ordnet der Bauer stets seinen wirtschaftlichen Interessen unter. Daß gerade die oldenburgischen Bauern den Agrariern einen so deutlichen Absagebrief geschrieben haben, ist überaus bezeichnend und beweist, daß die agrarischen Demagogenkünste zu versagen beginnen.

Die Wahlen in Schwarzburg-Rudolstadt sind mit einemmal so günstig ausgefallen, daß man vor der Frage einer sozialdemokratischen Landtagsmehrheit steht. Gewinnen wir in den Stichwahlen noch zwei Mandate, dann ist die Mehrheit da — gewiß ein interessanter Fall in diesem Zwergstaat mit seiner reaktionären Regierungspolitik. Diese Wahl-

erfolge deuten an, daß die Sozialdemokratie bei den Reichstagswahlen erhebliche Fortschritte machen wird.

Nun kommt es auf die größere oder kleinere Zahl der Mandate weniger an; wenn dieselben so zahlreich sind, daß den agrarischen Treibern im Reichstag ein Ende bereitet ist, so ist das schon ein großer Erfolg. Die liberale Richtung kann eine Mehrheit nicht mehr gewinnen; es kann aber so kommen, daß dem Centrum die Entscheidung in den wichtigsten Fragen genommen wird und in andere Hände übergeht. In welche — das kann man ja ruhig abwarten.

Die Hauptsache bleibt, daß der kommende Wahlkampf und seine Resultate wieder die erzieherischen Wirkungen des allgemeinen Wahlrechts beweisen. Je mehr Stimmen gegen die Beutepolitiker fallen, desto deutlicher müssen diese erkennen, daß es mit ihren Beutezügen nun zu Ende ist, wenn sie auch noch weiter „schreien“ und immer wieder mit ihren egyptischen Forderungen kommen. Eine Vermehrung der sozialdemokratischen Stimmen aber bedeutet mehr; sie bedeutet die wachsende Erkenntnis der Ungerechtigkeit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, wachsendes Verständnis der Volksmassen für ihre eigenen Interessen, „frisches und fröhliches“ Erwachen des Klassenbewußtseins in immer weiteren Schichten des arbeitenden Volkes, Drang nach geistiger Selbstständigkeit und materieller Besserstellung.

Die Konservativen sehen das nun auch ein; sie beginnen zu fürchten, was wir als Gewißheit betrachten, daß sie es nämlich mit einer unüberwindlichen Strömung zu thun haben, die schließlich die Reste des Feudalismus hinwegschwemmen wird.

Mit Schrecken sehen aber auch die Reaktionäre ein, daß gerade die demagogische Agitation der Agrarier es gewesen ist, die dazu beigetragen hat, die Massen aufzurütteln und sie auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die ihnen von der reaktionären Seite drohen. Die pessimistische Auffassung von den kommenden Wahlen beweist das zur Genüge.

Mancher mag unter den Reaktionären sein, der jetzt gerne so manches rückgängig machen würde, was geschehen. Aber nun kommt die Zeit der Verantwortung, und die Wahlen werden zu einem Volksgericht werden für alle, die geglaubt haben, wir seien hundert Jahre hinter heute zurück und man könne dem deutschen Volke bieten, was man nur einem Volke von Sklaven zu bieten wagen sollte.

In diesen Tagen wird den Junkern, den Konservativen und den Agrariern, den Centrumsmännern und den national-liberalen „Mannesleuten“ manch schwere Stunde bereitet werden. Mögen sie unverdrossen weiter sagen an dem Ast, auf dem sie zur Zeit noch sitzen.

## Seuiletton.

### Das tägliche Brot.

Roman von Klara Biebig.

Nur einer war ganz glücklich: das war der alte Mesche. Auf einmal kam er sich vor, wie ein junger Vater. Damals, als seine eigenen Kinder klein gewesen, hatte er nicht so viel Zeit gehabt; sich um die zu kümmern, da war er froh, wenn sie ihm nicht in die Quere kamen; jetzt lebte er noch einmal auf in den Enkelkindern. Fridchens Geplapper war ihm eine willkommene Zerstreuung, und das leiseste Quarren der Kleinsten entriß ihm sofort seinen Brüten. Dann wandelte er mit ihr in der Straße auf und ab, mit tänzelndem Schritt, der seinen steifen Beinen wunderbarlich anstand, und wiegte sie unermüdlich auf seinen Armen.

Jeden Mittag brachte er das sorgfältig verpackte Kind, mochte der Weg noch so weit sein, zur Mutter — zwischen durch mußte sich der Schreihals mit dem Fläschchen behelfen, das er ihm warin machte — und wußte dann jedesmal Wunderdinge von dem klugen „Trudeken“ zu erzählen. „Trude“ hatte sie genannt werden müssen, darauf hatte er mit zähen Bitten, unter fortwährendem Schnüffeln bestanden. Und es schien fast, als hätte er seine große Trude in der kleinen wiedergefunden.

„Großvater“, sagte Mine oft, fast vorwurfsvoll, „verzieh ihr nicht so!“

„I, se is ja man noch so klein!“  
„Schad't nicht. Un ich will's nich haben, Vater!“  
Dann lächelte der Alte ganz verlegen.

Mit der Schwiegermutter kam Mine nicht so gut aus; die beiden Frauen gerieten oft aneinander und zwar immer wegen Eßi.

Die wurde hübsch, jeden Tag hübscher; viel hübscher noch, als Trude gewesen war. Wenn sie mit tänzelndem Schritt vor der Kellertür hüpfte, und die Arme hinterm Rücken gekreuzt, mit glänzenden spähenden Blicken die Straße nach allen Seiten überflog, sammelte sich rasch ein ganzer Schwarm um sie. Jetzt waren es nicht mehr die großmütig verteilten Bonbons allein, die die Jungen anlockten.

„Mutter laß ihr doch mit'n längeren Rock gehen“, sagte Mine.

„I wat! Wat Du weest! Röcke bis an de Knien, det is de Mode!“

„Aber se is schon zu groß derzue. Siehste denn nicht? Se kucken ihr all uf de Waden! Das is doch nich anständig!“

„Anständig“, höhnte die Alte, „nanu? Komm Du mer, man bloß mit „anständig“, Du bis noch jrade de Person derzu! Von Deine Anständigkeit haben wer ja den Beweis 'rumloosen!“

„Thüste vielleicht auf Fridchen anspielen?“ Mines Stimme zitterte leicht, unwillkürlich redete sich ihre Gestalt auf: de Beene nadig; un wenn se ausmisten thun, haben se den Rock noch nich emal bis an de Knien. Ich hab mier nie nich derbei was gedenkt. Aber, daß De ihr so vor de Thür stehen läßt un de Beene zeigen, das 's ganz was anderisch. Bei uns derheeme —

„Bei Euch zu Hause“, schrie die Alte, „nu brat mer eener 'nen Storch! Die von's Land, na, det sind jrade de Nichtigten!“

Mine wollte auffahren, aber sie bezwang sich und zuckte mitleidig die Achseln. Mochte die Schwiegermutter reden, was sie wollte, es kam wirklich nicht darauf an, was die schwachte! Schwachen und Klatschen, das war ja noch deren einziger Genuß.

Sie hörte gar nicht mehr hin; erst als der Name „Bertha“ fiel, horchte sie auf. „Bertha? Was willst du den mit de Bertha?“

Die Alte triumphierte. „Siehste?! Gab ik det nich jesagt? Ja, Deine Freundin, die Bertha, die Unschuld von 'n Lande, von die rede ik ja jrade!“

„Beichte, wo se jeh is?“ fragte Mine rasch und plötzlich interessiert. „Keen einzigmal is se nach de Abensleben gekommen! Ne, daß se mer noch nich mal abjō gesagt hat, als se von der Haberforn gezogen is, de Berthchen!“ Sie seufzte. „Ich kommt mer ja nich um ihr kümmern, ich hatt' so seure viel im Koppe. Gaste was von der Berthchen gehört, wo dient se denn jeh?“

„Dient se — jawoll! Kellnerin is se jeh“, plägte die Mesche heraus. „Nach 'n Strach mit die Haberforn, Kellnerin jehworden! Wat sagste nu? Dein Berthchen! In's Lokal is se, in einen mit Damenbedienung, unten wärter in de Friedrichstadt, wo die pöplig wird. De Bügenstein hat's mich jestern zufällig erzählt. Die hat's von 'n ollen Schnappspantischer drüben. Was die Bertha ihr Prinzipal is, det 's Bekantschaft von da drüben — Schnappskolleje!“

Mine stand betroffen.  
Die Mesche schwadronierte weiter: „Kellnerin — na, det weest man ja schonst, det is de Sache ja man bloß 'n Mäntelken umgehängt! Keenen Lohn, einzig un alleene uf de Trinkjelber anjewiesen un de Prozente, wenn de Kerle jut saufen — na ne! Aber ik habe det